Goldene Berge.

Roman von M. Elton.

(6. Fortsetzung.)

„Werfen Sie mir nicht vor, daß ich mein Vaterland nicht liebe," entgegnete der Schmied traurig; „ich habe den Krieg von 1866 mitgemacht und den von 1870. Wenn man die blutigen Schlachten und die theuererkauften Siege mit erkämpft hat, und Alles das für's liebe Vaterland, dann wird es einem erst recht theuer. Ich habe es auf jede Weise versucht; es will aber nicht gehen, und die Frau und die Kinder Noth leiden zu sehen, das übersteigt was ich ertragen kann. Die Lasten sind zu groß, ich sehe keinen Ausweg; vielleicht geht es uns besser auf der anderen Seite des Wassers."

Er schwieg und auch der Lehrer sagte nichts mehr, bis sie sich im Dorfe trennen wollten, fragte er ihn, ob er vielleicht in augenblicklichen Geldverlegenheiten sei. Der Mann schüttelte heftig mit dem Kopfe.

„Es kann mir ja doch Niemand helfen."

„Vielleicht doch," gab Walter überzeugend zur Antwort.

„Der Steuereinnehmer kommt morgen, und ich muß mich zum ersten Mal in meinem Leben pfänden lassen," stieß er mit markerschütternder Stimme heraus.

„Fassen Sie sich, es kann vielleicht bis morgen Rath geschafft werden, wie viel brauchen Sie?" fragte Walter schnell.

„Ich muß sechszig Mark zahlen."

Walter drückte warm die harte schwielenbedeckte Hand und entfernte sich.

Am anderen Morgen, als kaum der Tage graute, näherte sich Walter zögernd dem Hause des Gutsbesitzers. Sein Gesicht war leicht geröthet und sein Schritt zaghaft. Er erhob verstohlen den Blick nach den oberen Fenstern; hinter den dicht verschlossenen Gardinen ruhte das junge Mädchen, das Besitz von seinem Denken und Träumen genommen, und sie war die Verlobte eines Anderen. Er sagte es sich wieder und wieder, und es klang fremd und erkältend bis in sein Herz hinein. Er bedeckte sich die Augen und strich über die Stirn: es war ein Traum, war gekommen wie ein holdseliger Traum in der Nacht und mußte plötzlich beim Erwachen enden. Der Gutsbesitzer kam ihm schon in der Hausthüre entgegen.

„Das freut mich, Sie wieder hier zu sehen; wir haben viele viele Arbeit!" rief er ihm zu.

„Ich werde, wie sonst, im Nachmittag kommen," antwortete er verlegen, „ich komme, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten, leihen Sie mir gütigst sechszig Mark, in einem Monat kann ich sie Ihnen wieder zurückerstatten."

Der Gutsbesitzer sah ihn verwundert an; der junge Mann hatte ganz sein unabhängiges Wesen verloren.

„Treten Sie nur herein, nehmen Sie, da sind 20 Thaler; ist das Alles? Setzen Sie sich und frühstücken Sie mit mir," fügte er mit großer Freundlichkeit hinzu.

Hastig nahm Walter das Geld, dankte verlegen und verließ das Haus.

Der Schmied hämmerte schon in seiner Schmiede und erhob die Augen finster zu dem Eintretenden, den er für den gefürchteten Einnehmer halten mochte.

„Für den Einnehmer," sagte Walter kurz und legte das Geld auf den Amboß und war verschwunden, ehe der Schmied nur danken konnte. Einige Tage darnach erhielt der Schmied ein Schreiben aus der nahen Stadt, daß er in einer bestimmten Stunde in der dortigen Maschinenfabrik erscheinen sollte. Als er des Abends an jenem Tage zu den Seinen zurückkehrte, verkündete er ihnen, daß er in der Fabrik als Arbeiter angenommen sei und täglich vier Mark Arbeitslohn erhalten werde.

„Ich brauche nicht lange zu suchen, wer mir dies gethan hat," sagte er mit Thränen in den Augen. Als er aber ging, ein Kind an jeder Hand, seinem Wohlthäter zu danken, lehnte dieser den Dank ab und behauptete, nichts von der Sache zu wissen. Aber wie der wenig überzeugte Schmied gegangen war, da zeigte sich ein mildes Lächeln in dem edlen Gesicht Walters: er hatte einem Menschen eine Freude gemacht, und das that ihm so unendlich wohl.

Die Freudigkeit, die Empfindung von überströmendem Glück, die ihn sonst beseelte, wenn er sich einer jener Befriedigungen gegeben, deren er bedurfte, war seit einiger Zeit nicht mehr vorhanden; er fühlte es, nicht mit Verdruß, aber in stiller Besorgniß, daß nun auch für ihn der Tag gekommen war, wo ein unerreichbarer Wunsch Besitz von ihm genommen. Er hatte mitleidig auf das arme Mädchen geblickt, dem es so schwer wurde, sich in den Gedanken der Entsagung zu finden; ihr armes bleiches Gesicht dauerte ihn, wenn er ihr in der Schule begegnete; und doch machte auch sie Anstrengungen, dieser Leidenschaft zu entgehen. Die Ferien waren nahe und sie wollte mit ihrem Bruder eine Verwandte besuchen gehen, und dann wollte sie sich um Versetzung melden. Walter verstand sie wohl, und er bestärkte sie in ihrem Vorsatz.

Ihre Prüfung war vorüber und sie saß ganz erschöpft an ihrem Fenster, da trat Martha Engelhart bei ihr ein.

„Haben Sie Ihr Versprechen vergessen?" fragte sie lebhaft und ihre Wangen waren hoch geröthet. In munterem Tone fuhr sie fort; „Erinnern Sie sich denn nicht mehr, daß ich heute Nachmittag mit Ihnen auf Herrn Walter's Prüfung gehen wollte?"

Die Lehrerin sah sie mit Verwunderung an. „War dies Ihnen wirklich Ernst gewesen?" fragte sie.

„Ei, warum denn nicht? Sie begreifen doch, daß ich noch Alles mitmachen möchte, was mein liebes Mondorf bietet. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen werden, — ich möchte einen Reichthum von Erinnerungen mitnehmen; alles, alles, was ich noch erhaschen kann." Sie sprach mit großer Lebhaftigkeit, ohne doch recht von Elise verstanden zu werden.

„Ich meine, es ist Zeit, Fräulein Elise; ich möchte nicht gerne zu spät kommen, keine Störung verursachen."

Es fiel der Lehrerin auf, wie sehr sich Martha verändert hatte; die ruhigen Augen leuchteten unruhig auf, die wohlthuende Sanftmuth und Milde ihrer Erscheinung war verschwunden und etwas Nervöses, Unstetes hatte sich ihrer ganzen Person bemächtigt. „Sie ist nur um so reizender, seit mehr Leben in sie gekommen ist," dachte die Lehrerin und beobachtete Martha, die aufgeregt das Zimmer durchmaß und das Leder des abgestreiften Handschuhes nach allen Richtungen zog.

„Ich frage mich nur, was Herr Walter sagen wird, wenn er Fräulein Engelhart in die niedere, häßliche Schulstube eintreten sieht?" sagte Elise mit einem schwachen Lächeln. Sie sah nicht, wie bleich Martha wurde, sie wandte ihr den Rücken.

„Was soll er sagen? Ich begreife Sie nicht, Elise; ich kenne ihn doch wohl genug; mein Vater hält sehr viel auf ihn," entgegnete Martha hastig.

„Freilich, freilich; Sie haben recht; wenn es Ihnen gefällig ist, so wollen wir gehen."

Die Kinder gingen festlich gekleidet in das Schulhaus. Die Tafeln waren sauber gerieben und um die schmutzigen, verbrauchten Bücher waren weiße Bogen Papier geschlagen. Gesammelt und ernst betrachteten sie mit leuchtenden Augen die Tochter des Gutsbesitzers, die nun plötzlich vor der Thüre zaghaft wurde.

„Was wird er von Dir denken? Er weiß vielleicht. — O Gott, ich, die verlobte Braut!" Sie faßte krampfhaft Elisens Arm, welche aber in diesem Augenblicke schon die Thüre des Schulzimmers geöffnet hatte. Die junge Lehrerin sah eine unbegreifliche Verwirrung in den Zügen des stolzen Mädchens, und da sie sah, wie Martha erschreckt zurückwich, betrat sie zuerst das Schulzimmer, ließ aber die Thüre weit geöffnet, so daß Martha eintreten mußte. Sie hatte ihre Ruhe und Sicherheit wiedergewonnen; sie trat wie die Lehrerin und grüßte wie sie nach der linken Seite, wo Walter sich mit dem Schulinspektor unterhielt. Ihre niedergeschlagenen Augen sahen nicht, wie eine jähe Röthe über Walter's Gesicht bei ihrem Eintritt geflogen war. Außer einigen Männern in Sonntagsröcken, dem Gemeinderath und dem Schulvorstand, war niemand auf der Prüfung, und das unverhehlte Erstaunen in den Gesichtern der Männer zeigte, daß der Lehrerin nicht allein Martha's Gegenwart hier auffallend war. Sie hatte sich niedergesetzt und die Prüfung begann.

Schüler und Schülerinnen hielten freudig die Augen auf den Lehrer gerichtet; seine Stimme war etwas bewegt, als er anfing zu examiniren, aber sie wurde fest und sicher; Lehrer und Schüler verstanden sich zum Erstaunen gut und jede Frage wurde mit verständnißvoller Klarheit beantwortet.

Der Schulinspektor bewegte zustimmend den Kopf und sprach laut genug seine volle Befriedigung aus.

„Wie er überall an seinem Platz ist," dachte Martha voll Bewunderung. Lehrer und Schüler scheinen eines zu sein, sie kommen ihm auf halbem Wege entgegen; es begreift sich, es ist alles so klar und so wahr in diesem Manne."

Zuletzt kam die Weltgeschichte.

„Wir wollen auf die Geschichte des Volkes einen Blick werfen; die Geschichte der Fürsten, der Eroberer, die sich durch alle Jahrhunderte geglichen hat, wollen wir heute übergehen. Nicht die Eroberer Cyrus, Alexander, die Römer, die Türken, nicht die Diplomaten sollen uns beschäftigen, sondern das Volk und seine ernste, große Geschichte." Darauf sprach er von den Kämpfen des Volkes und seinen Lasten in der römischen Republik, er sprach von dem Zustand des Volkes im Mittelalter, er sprach von der heutigen Zeit. „Und wenn seine hohe Bedeutung auch meistens unterschätzt worden ist, so hat das Volk in allen Jahrhunderten Großes vollbracht. Geduldig, treu, muthig fördert es in seiner Dunkelheit die größten Zwecke und verschwindet und stirbt." Walter's Stimme war voll tiefer Bewegung, seine Schüler saßen athemlos und hingen an seinem Munde.

Martha wehrte den Thränen nicht, die in ihren Schooß fielen.

„Der kann es besser, wie der Pastor," sagte ein Bauer zum andern.

Der Schulinspektor aber runzelte die Stirn und suchte dem Lehrer durch wiederholtes lautes Räuspern zu bedeuten, daß er nicht in diesem Tone fortzufahren habe.

Walter hörte ihn nicht und schloß endlich seine begeisterte Lobrede auf das Volk. Die Prüfung war beendigt.

Martha gingen auf Walter zu und bot ihm mit leuchtend Augen die Hand.

„Wie sehr danke ich Ihnen und wie stolz bin ich, zum Volk zu gehören," sagte sie mit Innigkeit.

Er drückte ihr warm die Hand, die er in seinen Händen einen Augenblick behielt.

Als sich das Schulzimmer geleert hatte, wandte sich der Schulinspektor an den Lehrer.

„Sie erziehen Revolutionäre!" fuhr er ihn an.

Walter lächelte.

„Ich erziehe Menschen," antwortete er mit Ruhe. „Die junge Menschenseele ist mir heilig, ich bin ihr Wahrheit schuldig. Ich bin ein Kind des Volkes und ich bin Volksschullehrer. Es ist meine Pflicht, meinen Schülern ihre künftige Bedeutung klar zu machen."

„Gefährliche Ansichten, verderbliche Theorien," sagte der Schulinspektor beängstigt. „Es ist meine Pflicht und Schuldigkeit, höheren Orts darüber zu berichten."

„Sie können sich diese Mühe sparen," entgegnete ihm Walter; ich fühle, daß mein Wirken hier mir aus wohlbekannten Gründen nicht die Befriedigung geben kann, die ich erwartete, deshalb habe ich gestern mein Entlassungsgesuch eingesandt; Sie werden es finden, so bald Sie nach Hause kommen."

„Sie sind ein unruhiger Kopf; es ist schade, daß so viel Anerkennenswerthes dadurch verloren gehen muß," sagte der Schulinspektor.

Der Rücktritt des Lehrers erregte großes Aufsehen im Dorfe. Jedermann bedauerte seinen Entschluß, und seine Schüler beklagten es mehr, als dies sonst zu geschehen pflegt. Nur Einer freute sich darüber und sah eine Wahrscheinlichkeit darin, sich eine Intelligenz, wie die Walter's, für immer zu gewinnen. Der Gutsbesitzer drückte ihm seine Freude aus und äußerte, wie es ihm immer die verkehrte Welt geschienen, einen Mann wie Walter auf einem so untergeordneten Posten zu sehen! Auch Martha sah ihm fragend in die Augen. Er versprach nur, die nächsten Wochen sich dem Gutsbesitzer zur Verfügung stellen zu wollen. Er machte ihm auch das Vergnügen und reiste mit ihm zur Fabrik. An Ort und Stelle angelangt, sah Engelhart seinen Begleiter mit dem Ausdruck des Triumphes an. Walter sah erstaunt um sich; Hunderte von Menschen waren beschäftigt, neue Gebäude aufzuführen, und an der anderen Seite fing man an, das langgehegte Projekt zur Ausführung zu bringen — es wurde eine Eisenbahn bis zur nächsten Station angelegt.

„Sehen Sie, Sie Kleingläubiger, was mein Schwiegersohn möglich gemacht hat!" rief Herr Engelhart frohlockend. „Diese Fabrik ist eine Goldmine; wir vergrößern sie nach der ganzen rechten Seite hin, und in einigen Jahren sehen Sie die Schornsteine in Mordorf rauchen. Das sind Wunder, nicht wahr? Und der Segen, den ein solches Etablissement verbreitet; in einigen Jahren wird es keine armen Leute mehr in und um Mordorf geben. Ich bin kein schlimmer Mann, lieber Freund, und gönne gern dem tüchtigen Arbeiter seinen schönen Tagelohn. Ich dachte nicht, daß es so leicht sei, reich zu werden, es ist zu viel, wahrlich zu viel, — meine Martha wird zu reich sein." — Er sprach und erzählte freudestrahlend.

Walter sagte nichts; aber der Fabrikbesitzer bedurfte auch keiner Antwort; goldene Berge stiegen vor ihm auf und Gegenwart und Zukunft ließen ihm nichts zu wünschen übrig.

Der 30. September kam immer näher, nur noch wenige Tage lagen zwischen der gefürchteten Stunde. Herr Engelhart war nicht zurückgeblieben. Er sah, daß Martha sich um nichts kümmerte, und deßhalb sorgte er für Alles, selbst für die Hochzeitstoilette. Das war das Wenigste, er brauchte nur in Paris das Schönste und Kostbarste zu bestellen, was überhaupt in einer Brauttoilette möglich war. Mit seiner Tochter konnte er nichts erreichen.

„Wie Du willst, wie Du denkst, Vater," das war die müde, gleichgiltige Antwort, die sie stets auf seine ungeduldigen Vorschläge gab.

„So überlasse mir Alles, mein Töchterchen, Du sollst sehen, daß der alte Papa Engelhart auch etwas versteht und kein Knauser ist."

Sie nickte nur langsam, wie geistesabwesend.

„Wären wir nur acht Tage älter," dachte Herr Engelhart, und wünschte mit einem tiefen Seufzer, daß der Priester nur einmal den Segen über das Brautpaar gesprochen haben möge. Er vermied Martha so viel wie möglich und brachte die letzten Tage vor der Hochzeit in der Fabrik zu. Immer fürchtete er, sie möge noch einmal auf die Sache zurückkommen, denn der Zustand von gänzlicher Apathie, in welchen Martha in den letzten Tagen gefallen war, fing an, ihn zu beunruhigen. Auch sie wünschte, wie ihr Vater; die Hoffnung, die vorher so unruhig und so erregt in ihr lebte, daß etwas kommen müsse, sie zu befreien, zu erlösen, hatte dem dumpfen Gefühl Platz gemacht, daß die Rettung noch möglich sei. Jeder laute Tritt, das Ertönen der Thürschelle schreckte sie auf und ließ sie nach einigen Augenblicken wieder in ihre dumpfe Ruhe zurückversinken. „Der arme Mann zählt auf Glück, und was wird der bleiche Schatten der ehemaligen Martha in seinem Hause sein? Wir werden Beide unglücklich sein. Ist es seine Schuld, daß er mir Widerwillen einflößt? Es ist nun so und ich kann ja nichts dafür. Aber belogen habe ich ihn nicht, er muß es wissen, daß er mir mißfällt, daß er mir unerträglich ist."

So sann sie den ganzen Tag lang, und dann kam es wie Haß über sie gegen den Mann, der nicht merken wollte, der ihren unglücklichen Vater ganz in der Hand hatte und ihn ruiniren konnte, wenn es ihm gefiel. Sie durchwanderte das leere Haus und schwebte wie eine Erscheinung durchs Bureau an Walter vorbei und lächelte ihn sonderbar an. Dann plötzlich zum Bewußtsein gekommen, verließ sie in jähem Schrecken das Zimmer, in welchem Walter bleich zurückblieb und sich das Gesicht mit den Händen bedeckte und stundenlang so versunken blieb.

Der Gutsbesitzer kam am Tage vor der Hochzeit zurück. Martha trat ihm entgegen, ihr Blick war belebt, ihre Wangen glühten. Der Vater fand sie so wohl aussehend, daß er bereute, eine ganz stille Hochzeit angeordnet zu haben. Er war mit ihr zufrieden, es war doch wieder Leben und Bewegung in sie gekommen. Sie erschien auch wieder bei Tische und hörte ihrem Vetter lächelnd zu, der ihr eine lange Geschichte erzählte, wie er bei einem Ritt in Gesellschaft von Frau Mercedes über seines Pferdes Kopf geschleudert worden sei. Leider müsse er nun hinkend das Brautpaar zur Kirche geleiten.

Der Bräutigam telegraphirte, daß er durch eine Verspätung seines Zuges, den andern nicht mehr erreicht habe und meldete seine Ankunft erst für den letzten Zug spät Abends. Nicht allein der Gutsbesitzer in seinem Galawagen erwartete den letzten Zug mit Ungeduld. Im Schatten, vor Aufregung zitternd, stand eine Frau, eingehüllt in ein großes, schwarzes Tuch, das ihr den Körper und den Kopf bedeckte. Ihr kleiner, hochgewölbter Fuß bearbeitete ungeduldig den Boden. Der Zug kam endlich an, das Weib stellte sich dicht an den Ausgang. Engelhart empfing seinen Schwiegersohn mit offenen Armen und drückte ihn glückselig an seine Brust. Als sie den schmalen Durchgang passirten, beugte sich plötzlich ein Gesicht dicht vor Durand's Augen. Er wich erschreckt einen Schritt zurück, er sah nichts mehr, es mußte ein Blendwerk gewesen sein oder nur eine frappante Aehnlichkeit ihn augenblicklich beeinflußt haben. Das Weib war ja nicht mehr unter den Lebenden. Aber dennoch war er mißgestimmt und hörte seinem Schwiegervater zerstreut zu, der neben ihm in dem eleganten Wagen saß und fröhlich sich sagte: „Morgen um diese Zeit hat ein gutes Theil meiner Sorgen aufgehört."

Das Weib aber ballte die Hände hinter dem fortrollenden Wagen und rief ihm Verwünschungen nach.

7.

Im Anfang des Jahres 1863, zwölf Jahre vor dem Beginn dieser Erzählung, etablirte sich ein Zirkus in Paris, der das Ueberraschendste und Kunstvollste bot, was man bis jetzt in diesem Genre gesehen hatte. Der Besitzer und Inhaber war ein Pole, ein Graf Sorensky, wie er sich nannte — denn Graf muß ja jeder Pole sein. Er besaß eine Anzahl Pferde, die die Bewunderung und die Unterhaltung der reichen eleganten Welt, der männlichen Jugend ausmachten. Auch einige verführerische Kunstreiterinnen verleiteten zu allen möglichen Extravaganzen.

Die am meisten Bewunderte aber war Athalanta, welche Graf Sorensky zu seiner Gräfin gemacht hatte. Wenn die Frau Gräfin in der Vorstellung Schule ritt, und ihr leichter sylphidenhafter Körper auf dem Pferde dahinflog, dann erhob sich, sobald sie ihr Pferd anhielt, ein Beifallsgebrüll, das ihr immer ein kokettes, übermüthiges Lächeln abzwang. Sie belohnte ihre enthusiastischen Verehrer mit einem langen anmuthigen Blick aus den viel bewunderten Augen. Wo sich diese jungen eleganten Leute auch trafen, die entzückende Gräfin war der Gegenstand ihrer Unterhaltung. Man sah sie in der Mittagszeit im Bois de Boulogne, wo sie im leichten Wagen selbst ihre raschen Pferde führte. Man bewunderte die kleine Hand, die mit anmuthiger, spielender Bewegung das unbändigste Pferd zum Gehorsam zwang. Die jungen Herren folgten ihr wie Rasende; ein moquantes Lächeln war Alles, was ihnen die Anstrengung, sich gegenseitig zu überbieten, eintrug.

Henri Durand, der von seiner Expedition aus Amerika wieder zurückgekommen war, zum größten Verdruß seines Vaters, wurde einer der eifrigsten Verehrer Athalanta's. Er fehlte nie im Zirkus, nie im Bois und sann sehr nachdrücklich darüber nach, ob es kein Mittel gebe, sich diesem seltenen Weibe zu nähern. Die Behauptung, daß Graf Sorensky eifersüchtig wie ein Othello sei, ließ sich kaum beweisen, denn selten sah man ihn in Begleitung seiner schönen Frau. Freilich, dieser Mann hatte seine volle Beschäftigung und konnte seine Frau nicht jeder Zerstreuung berauben. Sie wurde eine bedeutende Persönlichkeit in Paris; die Damen hüllten sich in Mantillen von schwarzen Spitzen und steckten eine rothe Rose in die Spitzen hinter das Ohr a la Athalanta. Auch waren die auffallenden Kostüme, in denen sie sich zeigte, alsobald danach im Montre des berühmten Schneidermeisters Worth treu abkonterfeit zu sehen; die schöne Kunstreiterin machte Epoche in Paris.

Henri Durand überlegte, wie er sich ihr nähern könne. Der Zufall kam ihm zu statten; er begegnete dem Grafen Sorensky, der ein prachtvolles Pferd ritt. Die sichtliche Bewunderung Durand's, der eine Leidenschaft für schöne Pferde hatte, bewogen den Grafen, ihm ein Kompliment über sein eigenes Reitpferd zu machen. Die Bekanntschaft war gemacht; Durand war nicht so wählerisch in seinem Umgang; der Zirkusdirektor war öfters sein Gast und Henri Durand erreichte, was er beabsichtigte: Er erhielt Eintritt in die Häuslichkeit des Kunstreiters.

Die Frau Gräfin war nicht unliebenswürdig gegen die Freunde ihres Mannes. Das Ungeordnete, Zigeunermäßige in dem gräflichen Haushalt gefiel dem abenteuerlichen jungen Mann, und Athalanta, die ihren schlanken geschmeidigen Leib auf einem Leopardenfell ausruhte und dabei die stärksten Zigarren rauchte, setzte ihn in Entzücken.

Der Graf setzte Vertrauen in den neuen Freund, es fiel ihm nicht ein, den Othello zu spielen. Bald, wenn er Abends auf seinem gewohnten Platze im Zirkus saß, und das Jauchzen und Klatschen nicht endigen wollte, sobald sich die schöne Spanierin zeigte, dann dachte er, berauscht vor Entzücken: „Dies reizende Weib ist mein."

Aber weder ihm noch ihr genügte die Gegenwart, und eines Abends, als die Vorstellung beginnen sollte, in welcher sie nicht aufzutreten hatte, da bestiegen sie die schnellsten Pferde und ritten auf und davon. Sie war in Männerkleidung und sah keck und munter aus. Niemand verfolgte sie, alle Vorsichtsmaßregeln waren getroffen; sie erreichten das Schiff ohne die geringste Beunruhigung.

So lange Henri Durand's Geld vorhielt, ging Alles nach Wunsch. Die Aussicht auf ein Kind stellte sich ein, und der Zug reizenden Uebermuthes verlor sich immer mehr im Gesichte Athalanta's. Sie besuchte häufig einen alten spanischen Priester, der in Baltimore lebte und warf sich mit fanatischem Eifer in die strengsten Bußübungen. Ihre Religion war ein sonderbares Gemisch von Wunderglauben und Aberglauben, überhaupt stand sie auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe.

Eines Abends kam Durand aus einer fröhlichen Gesellschaft von Landsleuten nach Hause und fand den alten spanischen Priester und einen jüngeren Mann bei Frau Sorensky. Sie stellte in französischer Sprache den jungen Mann als Neffen des alten Geistlichen vor. Die beiden Männer waren augenscheinlich des Französischen nicht mächtig. Henri Durand's Kopf war etwas schwer; er fand es nicht auffallend, daß die Beiden blieben. Frau Sorensky schenkte ihm lächelnd ein Glas nach dem andern ein. Sie war sehr erregt, sie weinte in leidenschaftlichem Schmerz und warf sich zu Durands Füßen, ihn anflehend, zu erlauben, daß der Priester ihren Bund segne, ehe das Kind das Licht des Tages erblicke.

Durand wußte, daß sie unwissend in der Religion sei, wie in allem Anderen. Er dachte an Sorensky und lächelte über seiner Frau Verlangen. Ein dichter Nebel war vor seinen Augen, er sah und hörte die Gestalten vor sich, wie im Traum. Der Priester faßte seine Hand und legte Athalanta's Hand hinein, der Begleiter des Priesters drückte ihm eine Feder in die Hand.

„Nur Ihren Namen, hierher," sagte er. Dann schien es Durand, als sehe er im Hintergrund den Portier und seine Frau, dann schwand Alles, und er schlief fest ein. Am andern Tage, als er spät erwachte, war er überzeugt, daß kein Priester, kein Mensch im Zimmer gewesen, daß er nur einen dumpfen Traum gehabt habe.

Sie zogen immer weiter, Durand mußte auf einen Erwerb sinnen. Das Kind kam in einer kalten Winternacht, im Blockhaus, in der Nachbarschaft der Eskimos zur Welt. Die Leidenschaft Henri Durand's war ganz verschwunden! die herrliche Athalanta war in dem heftigen gereizten Weibe nicht mehr wieder zu erkennen.

Durand war glücklich, als er eines Tages Marchand in das Blockhaus einführte; nun konnte er längere Ausflüge und Freund Marchand zum andächtigen Zuhörer von Frau Sorensky's Klagen machen.

Eines Tages, als er sich mit ihr stritt und ihr drohte, sie zu verlassen, antwortete sie ihm höhnend: „So werde ich nach Paris reisen und meine Rechte bei Deinem Vater geltend machen."

„Deine Rechte?" fragte er mit lautem Lachen.

„Ja, meine Rechte," rief sie triumphirend. „Wir von sind einem Priester getraut, und die Zivilheirath hat ebenfalls vor Zeugen stattgefunden."

„Bist Du wahnsinnig, Weib?" rief er erschreckt.

„Nein, durchaus nicht. Du erinnerst Dich doch, in Baltimore, als in der Nacht der Priester und der Zivilbeamte —

„Ah, als Du mir den Trank einschenktest, der mir den Kopf verwirrte. Dummes Weib, was hast Du gethan? Doch die leeren Zeremonien stoßen ja Herrn Sorensky's Rechte nicht um," versetzte er mit tiefer Verachtung in Geberde und Ton.

Es war ihm nicht möglich, ihrer noch mehr gram zu werden, wie er es bereits war, sonst hätte diese nutzlose List der fanatischen Spanierin ihm einen noch tiefern Widerwillen gegen sie eingeflößt.

Sie blieb einen Augenblick ruhig und überlegte, dann warf sie einen Blick des tiefsten Hasses ihm zu und rief in teuflischer Freude:

„Herr Sorensky hat gar keine Rechte; wir waren nicht verheirathet."

Durand stand am Platze gefesselt; er sah sie starr an, er wollte sprechen und konnte nicht. Endlich bewegten sich seine blutlosen Lippen und er keuchte in fürchterlichem Tone:

„Sage das nicht noch einmal, Weib! Du lügst, Du willst mich rasend machen. Aber wenn je ein Wort von Deiner hirnverrückten Einbildung über Deine Lippen kommt, so verschwinde ich für immer; das merke Dir."

Sie war erschrocken über die Wirkung ihrer Worte und sagte kein Wort mehr.

Er verließ am selben Tage das Blockhaus und blieb wochenlang entfernt. Endlich kehrte er zurück mit düsterer Stirn, und Marchand und Athalanta flüsterten zusammen und suchten zu errathen, was er nur vorhaben könne. Von einer zweiten Reise kehrte er sehr aufgeregt zurück. Sein Vater war in Paris gestorben, und er machte eiligst Anstalten, nach Europa zurückzukehren. Er sprach lange mit Marchand, und als er ihn auf einige Stunden entfernt hatte, wiederholte er kurz zu Frau Sorensky, daß er immer reichlich für sie sorgen werde, daß er aber ganz die Hand von ihr abziehen würde, sobald sie seinen Befehlen zuwider handle und Baltimore verlasse, wohin Marchand sie und das Kind begleiten werde. Er nahm keinen Abschied von ihr, und das kleine Mädchen, dem er liebkosend über das Gesicht strich, biß ihn mit den scharfen Zähnen in die Hand.

Das war freilich nichts Neues, der kleine Teufel hatte nie eine freundliche Annäherung von seiner Seite gestattet.

Es war ihm ein schweres Gewicht vom Herzen, als er die Wildniß aus dem Gesichtskreis verloren. Er athmete auf und, in Paris angekommen, dachte er mit keinem Gedanken mehr an das Blockhaus.

Für Frau Sorensky und das Kind war reichlich gesorgt. Sie lebte ganz nach Laune, erregte Aufsehen in Baltimore durch ihr tolles Reiten, durch welches sie sich an den Rand des Grabes gebracht.

Ein Schreiben von Marchand gab ihr wieder Muth und Energie. Er hatte es ihr nach Durand's ausdrücklichem Wunsch verschwiegen, daß sein Vater gestorben und er in den Besitz eines großen Vermögens gekommen war. Ihr wurde jedes Jahr eine genügende Summe ausgezahlt, und da der Haß gegen Durand noch immer lebendig in ihr war, zeigte sie kein Verlangen, ihre Unabhängigkeit einzubüßen.

Das Schreiben Marchand's machte die Spanierin mit dem Tod des alten Herrn Durand bekannt und ersuchte sie, sofort Amerika zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren, wenn sie nicht alle ihre Rechte einbüßen und sich ganz von jeglicher Unterstützung Durand's entblößt sehen wolle.

Sofort verließ sie mit ihrem Kinde Amerika. Marchand empfing sie in Havre und theilte ihr Alles mit.

Durand hatte ihn tödtlich beleidigt. Er haßte ihn wie seinen Todfeind und blutige Rache mußte er an ihm nehmen, und alle Mittel dazu lieferte ihm Durand in die Hände.

Durand stand auf dem Punkt, sich zu verheirathen, das reizendste Geschöpf, das Marchand je gesehen. Die Heirath mußte vor sich gehen und dann trat seine rechtmäßige Frau mit ihren Beweisen auf, die Marchand in Baltimore genau geprüft und nach allen Seiten hin richtig befunden hatte. Während Durand dann ahnungslos dem Gesetze verfiel, wurde seine Frau und sein Kind, dem Gesetze gemäß, in ihre Rechte eingesetzt. Sie mußten zusammen den Racheplan verfolgen, denn für Frau Sorensky gab es kein anderes Mittel wie dieses, ihr Recht zu erzwingen.

Frau Athalanta hörte ihm mit zornsprühenden Augen zu.

„Ich muß seine Braut sehen!" rief sie außer sich.

Marchand erschrak; das hatte er nicht vorhergesehen, als er in kluger Berechnung die Reize Martha's besonders hervorhob.

„Sie werden Alles verderben!" rief er rathlos.

„Fürchten Sie nichts; ich hasse den Menschen so glühend und die, die er liebt, nicht weniger. O, der Verräther, der Teufel!" Sie weinte Thränen der Wuth und der Verzweiflung. „Vergöttert überall, wo ich mich zeigte, der Gegenstand der Wünsche von Allen, die mich sahen, machte er mich zum ärmsten und elendesten Weibe in der Wildniß; und nun, wo er mich entschädigen müßte, will er die guten Tage mit einer Andern theilen, die ihm Jugend und Schönheit bringt."

Marchand mußte wieder nachgeben; sie versprach klug und vorsichtig zu sein; aber sehen mußte sie Durand's Braut.

Nach einigen Tagen erhielt Marchand ein Schreiben der Spanierin, daß sie sich in der Nähe von Durand's Braut niedergelassen und lobte ihn über Gebühr und war voll Bewunderung über sein Talent, schwierige Fragen zu lösen und schloß:

„Ich lechze nach Rache und zittere davor, daß ich den Tag nicht erleben könnte, der Durand in meine Hände giebt. Es wäre entsetzlich, wenn mein Tod alle Schuld von ihm abwälzen und alle seine Wünsche krönen würde. Wenn seine Braut noch einmal den Hochzeitstag verzögern würde! O Gott, ich fühle mich langsam sterben und der Tag der Rache ist wie festgewurzelt."

Dieser Brief verfehlte seinen Eindruck nicht auf Marchand.

Das Leben von Durand's Frau hing an einem schwachen Faden, es war nur ihr Nervensystem und die Stärke einer zähen Willenskraft, die bisher dem sie verzehrenden Uebel Widerstand geleistet, aber trotzdem die Krankheit nicht verhindert hatten, ihre langsamen, aber unerbittlichen Fortschritte zu machen.

Einen Augenblick war Marchand ganz rathlos, dann kam ihm ein Gedanke, dessen Ausführung zwar die Hochzeit nicht beeilen, aber doch wenigstens Durand ganz sicher machen sollte.

Er suchte sich ein Couvert zu verschaffen, das aus Amerika an einen unbekannten Menschen gerichtet war. In dieses Couvert schloß er ein Schreiben, das er selbst mit entstellter Handschrift verfaßt, als aus Amerika kommend, von einem Herrn, der irgend einem Freunde unter Anderem meldet, daß Frau Sorensky, die Freundin Marchand's, am 14. August in Baltimore an einem Lungenleiden gestorben sei. Nachdem er wieder mit einer ganz anderen Schrift dieses Schreiben an Durand adressirt hatte, wurde er ruhiger,—es waren ja nur noch wenige Tage bis zum 30. September und Frau Sorensky durfte nicht vorher sterben.

An dem Abend, der Durand's Hochzeit voranging, stand die Spanierin in dem einsam gewordenen Bahnhof. Sie sah mit stieren Blicken vor sich hin, ihre Brust arbeitete mühsam und ein keuchender Laut entpreßte sich ihr.

Sie stand, wie vernichtet, gegen die Wand des Gebäudes gelehnt, — es hatte wenig gefehlt, dann hätte sie vor wenigen Minuten vielleicht das ganze Gebäude ihrer Rache umgestürzt. Es war ihr, als müsse sie hier sterben, als habe ihr Haß nun sie und ihr Werk getödtet. Ihre Hände ballten sich in leidenschaftlichem Grimme, sie starrte in die Nacht hinaus und ihr Ohr vernahm noch das Geräusch eines sich immer mehr entfernenden Wagens. Sie hatte den Gegenstand ihres Hasses gesehen! Sie sah ihn den Zug verlassen und sie drängte sich in den schmalen Durchgang und zeigte Durand in dem Halbdunkel ein von Leidenschaft verzerrtes Gesicht. Er war zusammengeschrocken, das hatte sie bemerkt; aber umgewendet hatte er sich nicht mehr. Wenn er sie erkannt, so konnte das verhängnißvoll für ihren Racheplan werden.

Sie litt so furchtbar, daß sie nicht wahrnahm, wie noch ein einziger Reisender auf den Schienen irrte und sich ihr näherte.

„Marchand!" rief sie mit heiserer Stimme.

„Sie sind hier?" flüsterte er erschreckt. „Welche Unvorsichtigkeit! Wissen Sie denn nicht, daß Durand mit diesem Zuge angekommen ist?"

Sie nickte und rang nach Athem.

„Und in welchem Zustand sind Sie! man sollte denken, Sie wollen Alles dazu beitragen, unsern Plan noch in der letzten Stunde scheitern zu lassen."

„Du langweilst mich; schweig lieber, wenn Du sonst nichts zu sagen hast. Freilich, was liegt schließlich daran, ob ich den Racheakt einen Tag überlebe, oder auch nicht."

Marchand merkte, daß sie in einer ihrer unträtablen Stimmungen war; er fand es begreiflich, sie mußte wohl Durand gesehen haben. Sein gewaltiger Körper erzitterte.

„Durand hat Sie gesehen!" schrie er auf.

„Wäre ich dessen gewiß gewesen, so hätte ich mich an ihn gehangt und mich von den Pferden, die ihn zu dem verhaßten Mädchen führten, zertreten lassen," antwortete sie dumpf.

Marchand stand rathlos; seine Verbündete ermattete noch im letzten Augenblick.

„Freilich, dann konnte das verhaßte Mädchen um so ruhiger Frau Durand werden; er hätte sich wohl wenig um die Närrin gekümmert, die sich unter die Füße der Pferde geworfen."

Sie sah ihn mit einem verglasten Blicke an.

„Ich bin zum Sterben müde, führe mich nach Hause," sagte sie matt.

Schweigend ging er neben ihr durch die lautlose Nacht, ihr Arm lag schwer in dem seinen, sie athmete mühsam.

„Bis hierher," sagte sie endlich, als sie vor dem Gärtnerhaus standen. „Es ist mir besser, ich sterbe noch nicht," fügte sie mit ihrem koketten Lächeln hinzu. „Der Tag unseres Triumphes ist nahe, thue nach unserer Verabredung und zeige Dich nicht morgen während des Tages; bleibe ruhig im Wirthshause und verlasse es erst, wenn es Zeit ist," sprach sie bestimmt.

„Ich komme morgen, zu sehen, wie es Ihnen geht," antwortete er.

„Fürchte nicht, Du sollst Deine Rache ganz haben," erwiderte sie mit heiserem Lachen.

Marchand ging nach der Eisenbahnstation zurück und kehrte in dem nahen Wirthshaus ein. Die Nacht verging ihm in einer Aufregung, wie er sie in seinem ganzen Leben nicht gefühlt hatte. Sein schwerer, wuchtiger Schritt dröhnte die ganze Nacht hindurch auf den Dielen seines Zimmers; er lauerte mit blutunterlaufenen Augen auf seine Beute und bebte und knirschte vor Wuth bei dem Gedanken, daß Durand's scharfes Auge das Weib entdeckt haben möge, oder daß dies kranke, zerbrechliche Weib dem Zustand, in welchen sie Durand's Anblick versetzt, noch in dieser Nacht unterliegen konnte.

Als der Morgen graute, konnte er seine Unruhe nicht mehr bezwingen, es trieb ihn nach dem Gärtnerhaus.

Frau Sorensky schaute ganz wohl aussehend aus dem Fenster und kam herunter, flüchtig und lebhaft, wie in früheren Tagen und führte ihn in den Garten.

„Das ist ein Wunder," sagte er staunend.

„Der Wille thut Wunder," gab sie zur Antwort. „Wenn ich nur Durand und das Mädchen in den Staub getreten sehe, dann bin ich gerettet, dann kann ich nicht mehr sterben."

Sie gingen jetzt lange in tiefem Gespräch durch die Wege des englischen Gartens.

„Nun gehe, Mann, gehe," sagte sie endlich, „in einigen Stunden wird es an der Zeit sein, dem Brautvater Deine Glückwünsche zu bringen."

Er ging; aber in dem Wirthshause überkam ihn wieder die Aufregung, die drohte sein Gehirn zu sprengen. Er ging auf einem Fußwege Mordorf zu; Freudenschüsse drangen zu seinem Ohr, er hörte die Glocken läuten, und er fühlte sich halb wahnsinnig vor Freude und stieß ein heiseres Triumphgeschrei aus.

Nun bewegte sich der Hochzeitszug zur Kirche. Durand stand vor dem Altare, Durand war nun im Besitze von zwei ihm angetrauten Frauen!

In diesem Augenblicke fühlte Marchand eine solch überwältigende Genugthuung, daß ihm fast die Sinne vergingen. „Es ist geschehen, er ist in meinen Händen, er kann mir nicht mehr entgehen," schrie er in Tönen, die nichts Menschliches mehr hatten. Darauf ging er in das Gasthaus zurück und ließ sich ein Mittagsmahl serviren, dem er nicht wenig zusprach. Auch auf die Gesundheit des jungen Paares hatte er in solch langen Zügen getrunken, daß die Uebermüdung ihn packte und er fest auf seinem Stuhle einschlief.

8.

Engelhardt führte den Schwiegersohn durch die bekränzte Pforte in das geschmückte Haus ein. Seine Augen füllten sich mit Thränen der Freude, als ihm der so lange erwünschte Anblick wurde, daß Durand beim Eintritt in das Zimmer zum ersten Male seine Verlobte in die Arme schloß. Martha saß still und resignirt den ganzen Abend lang bei den Herren und hielt die zarten, eisigkalten Hände in ihrem Schooße gefaltet. Schwiegervater und Schwiegersohn kosteten und probirten die feinen Weine, die für die Hochzeit ausgewählt werden sollten, und Durand, dessen Blick das holde, süße Bild ihm gegenüber nicht verließ, wurde immer mehr begeistert und seine Phantasie verwandelte das einsame, bescheidene Gutsgebäude in stolze Paläste und in das geschäftige Treiben einer großen und umfangreichen Fabrik. Er entwarf fabelhafte Pläne und malte sie mit einem Aufwand von Einbildungskraft aus, daß Engelhart mit leuchtenden Augen, berauscht von befriedigtem Ehrgeiz, seinen kühnen Ausmalungen kaum zu folgen vermochte.

Was waren von nun an die kleinen adeligen Gutsbesitzer, die sich ihm gegenüber so bedeutend gedünkt hatten, gegen den souveränen Fabrikherrn von Mordorf?

„Da wir mitten in unseren Entwürfen sind," sagte er mit feuchten Augen, „so möchte ich Ihnen einen lang gehegten Wunsch mittheilen. Auch ich habe gelernt, Menschen zu beurtheilen und habe eine Intelligenz entdeckt, die ich um jeden Preis an unsere Fabrik fesseln möchte. Ich habe Ihnen schon öfters von meinem Sekretär gesprochen und kann sagen, daß mir selten ein solch richtiger Blick, noch solche Treue und Gewissenhaftigkeit in den Geschäften vorgekommen ist. Wenn Ihnen Jemand sagt: Walter ist ein Sozialist, so glauben Sie ihm nicht. Dieser Mann vereinigt die starre Tugend eines Bürgers der römischen Republik mit der Selbstlosigkeit und dem Aufopferungsmuth eines Apostels; er ist der edelste, reinste Charakter, dem ich bis jetzt begegnet bin."

Ueber Martha's bleiches Gesicht zog eine kaum bemerkbare, feine Röthe, ihre Augen aber blieben gesenkt.

„Was verhindert Sie denn, Ihren Protege anzustellen?" fragte Durand gleichgiltig. „Ist er brauchbar, wie Sie sagen, so verdoppeln Sie seine Gage."

„Das ist nicht das Mittel, ihn zu gewinnen," meinte Engelhart kopfschüttelnd.

„Geben Sie sich doch nicht solchen Illusionen hin; verdoppeln Sie die Gage und der Mann ist unser," sagte Durand wegwerfend.

Diesmal erhoben sich Martha's Augen mit einem schwer zu bestimmenden Ausdruck zu Durand und ein Frösteln zitterte durch ihren Körper. Bald darauf verschwand sie aus dem Zimmer und die beiden Herren blieben noch bis tief in die Nacht hinein zusammen.

Als Durand in seinem einsamen Zimmer angekommen war, wo prunkende, reiche Möbel von seltener Pracht den Wunsch des Hausherrn zeigten, den Schwiegersohn zu ehren, sah er ein dunkles Gesicht dicht vor sich, mit verzerrten Zügen, die Augen wie in gierigem Hasse an den seinen haftend. Dies grauenhafte Bild gehörte dem Grabe an, und er konnte sich nicht erklären, wie es gekommen war, daß seine Einbildungskraft ihm die Züge des verhaßten Weibes so plötzlich vorgeführt. Eine Aehnlichkeit konnte ihn getäuscht haben, denn kein lebendes Weib konnte dieser grauenhaften Erscheinung gleichen. Vergebens versuchte er die liebreizende Gestalt seiner Verlobten vor sich zu zaubern, — das gräßliche Bild dränget sich immer wieder mit wilder Gier dicht an ihn heran und streckte die Knochenarme aus, ihn zu erreichen. Er öffnete das Fenster, er schauderte. Das Wasser rauschte gleichmäßig und beruhigend in der stillen Nacht, der Mond lag über den dunkeln Tannen des gegenüberliegenden Berges, und nicht ferne von ihm, unter demselben Dache, ruhte das schönste, das süßeste Wesen, das in wenigen Stunden ihm angehörte für immer. Das gespenstige Weib ließ endlich ab von ihm; heitere, liebe Bilder begleiteten ihn hinüber in einen tiefen Schlaf.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

— Ein Stockholmer Blatt schreibt: Unter der Besatzung auf dem in Orelösund liegenden Schooner „Anna" von Stettin befinden sich zwei junge Leute, deren Gliedmaßen erfroren sind, dem einen Hände und Füße. Die armen Menschen — ihre Namen sind Gustav Fiebelkorn und Hermann Schmidt aus Stettin — haben große offene Wunden an Füßen und Beinen, so daß der Arzt, um Kaltbrand vorzubeugen, an mehreren Stellen Fleischstücke fortschneiden mußte. Dessen ungeachtet haben der unmenschliche Capitän (er heißt Preuß) und dessen Steuermann durch Prügel und Schläge die Unglücklichen gezwungen, die gröbsten Arbeiten zu verrichten. Als die beiden Seeleute in das Lazareth zu Stockholm eingeliefert wurden, waren sie in einem durch Frost, Hunger und schlechte Behandlung äußerst elenden Zustande. Hände und Füße waren Beiden gänzlich erfroren und bildeten eine ganze zusammenhängende Wunde. An manchen Stellen hatten die Frostbeulen fast alles Fleisch fortgefressen, so daß die bloßen Knochen herausstehen. Sowohl wegen Machtlosigkeit als Unvermögen, die Gliedmaßen bewegen zu können, hatten sie seit längerer Zeit sich weder aus- noch ankleiden, noch sich waschen können; sie waren bei Ankunft im Lazareth ganz bedeckt mit Schmutz und hatten ganz durchnäßte Kleider an; der Eine hatte außerdem starkes Fieber und schien auch an Rheumatismus zu leiden. Sie waren Beide gesund, als sie von ihrer Heimath Stettin abreisten, so daß der Krankheitszustand von der schlechten Behandlung an Bord herrührt.

— Aus Kamtschatka meldet ein Bericht des Lieutenants Frederick in der Moskauer Zeitung: Die Lage ist im Allgemeinen recht traurig. Die Zahl der Bevölkerung, einst über 50,000, ist 1880 bis auf etwa 6200 gefallen; das Gebiet, welches dieselben bewohnen, ist jedoch größer als Frankreich. Die einzigen Erwerbszweige der Bevölkerung sind die Jagd und der Fischfang. Die Nahrung der Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Fischen, denn der jährliche Verdienst einer Person übersteigt nicht 8 Rubel, dafür kann aber der Arbeiter nicht einmal ein Pud Mehl kaufen. Der Zobelfang bietet von Jahr zu Jahr eine geringere Ausbeute. Im Jahre 1881 wurden noch 3000 Zobel gefangen, im vorigen Jahre nur 2000. Wenn nun die Regierung nicht bald sich daran macht, der räuberischen Ausbeutung Einhalt zu thun und unsere Kaufleute zu Maßregeln gegen dieses Uebel zu veranlassen, so geht die Bevölkerung dem größten Elende entgegen. Auf dem westlichen Ufer ist der Erwerb noch spärlicher. Die Bewohner kennen keine Wäsche und tragen keine gewebten Kleider. Die Armuth zwingt sie, sich bloß in Thierfelle zu hüllen. Die Sterblichkeit auf dem westlichen Ufer übersteigt noch bedeutend die ohnehin schon überaus große Sterblichkeit auf dem östlichen Theile. Das Pelzgewerbe und mit ihm die einheimische Bevölkerung nähert sich dem vollständigen Verfall.

— In Schweisweiler (Rheinpfalz) geriethen zwei Steinbrucharbeiter wegen eines Glases Schnaps in Streit, den sie auf dem Wege eines richtigen Duells lösten. Es stand nur eine Pistole zur Verfügung. Es wurde die Schrittzahl auf 60 Gänge abgemessen und der Eine schoß drei Schüsse ab, ohne zu treffen, hierauf holte sich der andere Duellant, der bisher im Feuer gestanden, von seinem Gegner die Waffe und traf denselben auf den ersten Schuß so unglücklich, daß an dem Aufkommen des Getroffenen gezweifelt wird.

— Thomas Biesinger, ein Mormonen-Missionär, hatte in Wien mit einem zweiten Missionär, Namens Paul Hauser, eifrig für das Mormonenthum gewirkt, und es gelang auch beiden, einen gewissen Olia und eine gewisse Josepha Jellinek im Donau-Kanal zu taufen. Ersterem war jedoch das Wasser zu kalt — die Taufe geschah nämlich im November — weshalb er davonlief; die Jellinek wurde nach überstandener Taufe ohnmächtig. Als der Ausnahmezustand erklärt wurde, reiste Biesinger nach Prag, wo er nach kurzem Wirken verhaftet wurde. Bei Biesinger wurde ein Beglaubigungsschreiben der Mormonen-Gemeinde Lehi in Utah vorgefunden, worin er speciell für die Mission in Oesterreich betraut wird. Der Angeklagte ist aus Württemberg gebürtig, war früher Schneider, ist jetzt Bergwerksaufseher und nach Lehi in Utah zuständig. Biesinger wurde zu einem Monat Kerker verurtheilt.

— Ein entsetzliches Familiendrama hat die Bevölkerung Münchens in Erregung versetzt. Der dortige Photograph Schildknecht hat seine drei Kinder im Alter von 2—8 Jahren und dann sich selbst vermittelst Cyankali vergiftet. Als Motiv der gräßlichen That werden Familien-Zwistigkeiten vermuthet.

— Aus Esseg (Ungarn) berichtet der „Pester Lloyd": Nachdem im August vorigen Jahres in Veröcze und in diesem Jahre im März in Warasdin schon Ehebündnisse zwischen Angehörigen des jüdischen Glaubens und zum Judenthum übergetretenen Christen auf Grundlage speciell eingeholter Regierungsgenehmigung eingesegnet worden, fand zufolge des kürzlich erschienenen Circular-Erlasses der Landesregierung an die politischen Behörden von Kroatien-Slavonien in dieser Angelegenheit in der hiesigen Synagoge die erste Trauung eines solchen Convertiten statt. Es ist dies der in den Budapester Werkstätten der ungarischen Staatsbahnen beschäftigte, einer achtbaren hiesigen Familie entstammende taubstumme Maschinenschlosser Franz, nunmehr Franz Jacob Wagner, welcher, nachdem er am 13. April in Wien nach aller Form Rechtens zum Judenthum übergetreten ist, mit der gleichfalls taubstummen Näherin Fanny Schulhof aus Ofen das Ehebündniß einging. Ober-Rabbiner Dr. Spitzer vollzog die Trauung, indem er die gebräuchliche hebräische Benediction in lateinischen Lettern aufschrieb und dieselbe vom Bräutigam, so gut dessen mangelhaftes Sprech-Organ es eben vermochte, ablesen ließ. In allernächster Zeit schon wird — ob hier oder in Wien, das ist noch nicht entschieden — ein zweites ähnliches Ehebündniß geschlossen werden. Ein Jude, ein hierher zuständiger, in Neu-Gradiska ansässiger Arzt, heirathet die zum Judenthum übergetretene Tochter eines dortigen höheren Militärs.

— In Blechhammer in Oberschlesien wurde vor einigen Tagen ein Paar standesamtlich verbunden, das in die Ehe sieben verschiedene Arten von Kindern mitbringt. Sowohl der Ehemann, als die Ehefrau sind früher schon dreimal verheirathet gewesen und haben jetzt die vierte Ehe geschlossen.

— Der Wunderort Kevelaar am Rhein, wohin jährlich gegen 200,000 Personen wallfahrten, hat eine neue Anziehungskraft erhalten, indem der Papst kürzlich dem dortigen Pfarrer und seinen Nachfolgern für ewige Zeiten die Vollmacht ertheilte, an den drei großen Muttergottesfesten im Sommer, sowie am Feste Allerheiligen den apostolischen Segen mit vollkommenem Ablaß zu ertheilen.

— Vor einigen Wochen starb in Aurour, Frankreich, ein alter Soldat, Namens Etienne Pradier. Pradier stand in seinem 108. Lebensjahre als ihn der Tod ereilte. Bis zu seinem 100sten Jahre blieb er Junggeselle, als er eines Tages sich in eine junge Lehrerin verliebte, welche dem Greise zum Altare folgte und ihm einen Erben schenkte. Derselbe starb jedoch noch vor Beendigung seines ersten Lebensjahres. Das Paar lebte hierauf 8 Jahre in glücklichster Ehe miteinander. Pradier bewahrte sich bis zu seinem Ende eine außerordentliche Frische des Körpers und des Geistes. Sein Gedächtniß blieb stets vortrefflich und er erzählte gern aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen des ersten Kaiserreiches, in welcher Zeit er als Grenadier den Feldzug mitgemacht hatte. Bis zu seinem Ende machte er tägliche Fußwanderungen, auch aß und schlief er gut.

— Ein soeben erschienener parlamentarischer Ausweis enthält interessante Aufschlüsse über den Bildungsgrad englischer Wähler. Zur Zeit der letzten allgemeinen Parlamentswahl waren in England und Wales von den registrirten 2,438,535n Wähler 29,626 des Lesens und Schreibens unkundig. In Irland unterzeichneten von 227,988 Wählern 5312 den Stimmzettel mit einem Kreuze, statt ihrer Namensunterschrift. Die Ausweise für Schottland sind unvollständig.

— Man berichtet aus Capstadt, 30. April: Der Strike auf den Diamantfeldern hat außerordentlich zugenommen. Die Arbeiter bestehen durchaus auf der Abschaffung der körperlichen Durchsuchung nach Schluß der Arbeit. Die Minen stehen gegenwärtig unter polizeilichem Schutze. Gestern zogen die strikenden Arbeiter nach den Gruben der französischen und der Central-Gesellschaft, um die Feuer auszulöschen. Es kam zu einem furchtbaren Kampf. Der Führer der Arbeiter wurde von einem der Beamten ohne Weiteres niedergeschossen; das gleiche Schicksal theilten fünf andere weiße Arbeiter und viele wurden verwundet. Alle Geschäfte wurden geschlossen und in der Ansiedlung herrscht eine unbeschreibliche Aufregung. Etwa 4000 Arbeiter ziehen jetzt durch die Straßen und tragen die Leichen ihres Führers und der übrigen Gefallenen zur Schau. Große Polizeiabtheilungen sind nach den Diamantfeldern abgegangen. — Aus Moritzburg wird gemeldet, daß zwei Bergleute aus Cornwallis im Zwartkop-Thale eine außerordentlich reiche Kupfer- und Silberader aufgefunden haben. Das Roherz soll an Ort und Stelle 40 L. die Tonne werth sein.

— Vor dem Schwurgerichte zu Sassari auf Sardinien stand dieser Tage ein neunzehnjähriges hübsches Mädchen, Rosa La Manca, das den einzigen Sohn seines Brotherrn, weil er sie verführt und mit ihrem Kinde nachher im Stiche gelassen, auf Anrathen ihres Cousins Piga auf freier Gasse erschossen hatte. Die Geschworenen sprachen die Angeklagte frei, da sie doch nur ihre Ehre und die ihres Kindes gerächt habe, verurtheilte dagegen ihren Rathgeber zu fünfzehnjährigem schweren Kerker.

— Man berichtet aus Hamburg vom 20. Mai: In der chemischen Productenfabrik am Billwärder Neuendeich ereignete sich dieser Tage ein sehr schwerer Unglücksfall. Als der Director der Fabrik, Dr. phil. Sommer, einen Dampfkessel auf seine Widerstandsfähigkeit prüfte, explodirte dieser plötzlich, wodurch nicht nur in der Fabrik großer Schaden angerichtet, sondern auch der gerade vor ihm beschäftigte Dr. Sommer auf der Stelle getödtet wurde.

— Eine in ihrer derben Geradheit reizende Stelle aus einer Predigt über die Frauen pflegte der alte Prediger Sporer zu Rechenberg anzuführen. Dieselbe lautet: „Das Frauenzimmer lieb' ich von Natur, wenn es schön, galant, complaisant, honnet, sauber aufgeputzt wie ein schönes Pferd ist, da weiß ich schon, wie sie zu respectiren seien. Die recht Haus halten können, dem Manne Alles an den Augen absehen, was er will—ha! da lacht das Herz, wenn der Mann herein kommt und einen so liebenswürdigen Engel antrifft, der ihn mit den weichen Händen empfängt, küßt, herzt, ein Brätlein und Salätlein auf den Tisch trägt und sich zu ihm hinsetzet und spricht: „Lieber, wo will Er hier untergeschnitten haben?" und was dergleichen zuckersüße Sachen mehr sind. — Wenn man aber einen Ruschi-Buschi, einen Rumpelkasten, ein altes Reibeisen, einen Zottelbär, eine Haderkatze, ein Marderfell im Hause hat, die immer brummt, mum, mum, mum, — die eine Thür zu-, die andere aufschlägt, die im Schlot mit der Ofengabel hinausfährt und wieder auf den Herd herunterplumpt, die ein Gesicht wie ein Nest voll Eulen macht, die ihre Suppe aus dem Höllentopf anrichtet, die lieb' ich nicht und der Teufel mag sie lieben! (Mag aber auch nicht.)" — Das Zitat ist aus Abraham a St. Clara's Predigten.

— Herr Georg Ch......, Schneidermeister in der inneren Stadt Wien, hatte durch volle zwei Jahre bei einem Praterwirth eine Forderung von 31 fl. ausständig, die er trotz wiederholter Mahnung nicht erlangen konnte. Des Mahnens und Wartens überdrüssig, schickte Herr Ch...... an einem der letzten Abende seine sämmtlichen Gesellen — acht Mann — in das Gasthaus seines Schuldners mit dem Auftrage, dort nach Herzenslust zu zechen, was auch wirklich geschah. Nach einer Menge von Speisen wurden auch nicht weniger als 82 Krügel „Pils" verschlungen. Der Wirth hatte eine unbändige Freude, an einem ganz gewöhnlichen und noch dazu so regnerischen Tage, an dem sich keine Katze im Prater blicken ließ, ein so gutes Geschäft zu machen und rieb sich schmunzelnd die Hände, daß es seinen Gästen so ausnehmend gut schmecke. Als die Zeche gemacht war, präsentirte der Altgeselle unter feierlichem Ernste aller Betheiligten aus seiner Brieftasche—die saldirte Rechnung seines Meisters, und ehe sich der Wirth über diese unerwartete und jedenfalls originelle Schuldeintreibung recht fassen konnte, verließen die wackeren Ritter von der Nadel im Gänsemarsch das Lokal.

— Diesen Sommer werden es vierhundert Jahre, seit sich Kaiser Max auf der Martinswand verstiegen hat. Die Schuljugend von Zierl bereitet zur Feier dieser Erinnerung ein Festspiel vor. Die Barmherzigen Schwestern sind bemüht, den Kindern Verse und Vortrag „einzupauken". Man hofft durch diese Aufführung den Zuschauern ein Vergnügen eigener Art zu bereiten und sich auch den Dank der Fremden zu erwerben, für deren Wohl die Gemeinde Zierl neuerdings besonders liebevoll besorgt ist. Der vor nicht langer Zeit gegründete dortige Verschönerungsverein hat nach der Martinswand einen Pfad führen lassen, auf welchem nunmehr selbst Frauen den Felsenvorsprung, der einst für Kaiser Max verhängnißvoll zu werden drohte, ohne Gefahr und übermäßige Beschwerde erreichen können. Ebenso wurde ein Weg zu der interessanten Klamm hinter dem Kalvarienberge gebahnt. Ein guter Pfad nach der Schloßruine Freuenstein wird soeben angelegt.

Philosophie eines Sachsen.

Der ahle Rentjeh Krause
Lag uf sein'n Cannabee,
Da stach ihn eene Fliege,
Da huppt'r in die Heeh.

„Wart', du verdammte Fliege!"
So ruft er in der Wudh,
„Wenn ich dich aber kriege,
Dann geht dersch nich ze gut.

Un weil die eene Fliege
Ihn 'mal gestochen hat,
D'rum lebt im ew'gen Kriege
Er mit dem Fliegenstaad.

Un läßt in seinem Zimmer
Sich eene Fliege sehn,
Die gommt, das gloobt mir, nimmer
Ganzbeenig widder heem.

Geht's nich, wie jenen Fliegen,
Den Menschen heidzedag?
Stets Tausend missen leiden,
Wenn Eener 'was verbrach!

— Amtsgeheimniß. — Frau (zu ihrem Mann): „Du, sag' mir einmal, was ist denn das eigentlich: Amtsgeheimniß?" — Beamter: „Alles, was in einem Amte vorgeht."—Frau: „Und davon darf also nichts verlautbart werden?" — Beamter: „O ja, aber erst dann, wenn die Sache schon allgemein publik ist."

— Schlummerndes Talent. Kammersänger (dessen Rock hinter den Coulissen von einem ungeschickten Statisten, der als Genius des Lichts auftreten soll und eine brennende Fackel in der Hand trägt, versengt wird): „Hören Sie, mein Lieber, wenn mich nicht Alles täuscht, haben Sie großes Talent zum Senger!"

— Tapfer. Moses: „Was bist De so verstört, Levy?" — Levy: „Denk' Der nor: Kommt da Aaner vorhin in mein' Laden und haut mer aane in's G'sicht, daß ich g'maant hab', 's Feier springt mer aus'n Back'n." — Moses: „Nu, hast De Der das g'fall'n lassen?" — Levy: „G'fallen lassen? Ich geh' her und nemm mei' Metermaß in de Händ' und—kriech' so g'schwind ich kann unter'n Ladentisch!"—Moses: „Was?" — Levy: „Sonst hätt' er mer noch so aane 'geb'n!"

— Ein moderner Tantalus. (In einem Wohlthätigkeits-Conzert.) — Baronin: „Nun, Herr Professor, stehen Sie nicht Qualen aus?" — Professor: „O, meine Gnädige, die reinen Dilettantalusqualen."

— Kleines Mißverständniß. Ein vom Lande stammender Rentier erschien um die Mittagsstunde im Theater und wollte sich direct in den Zuschauerraum begeben, um seinen bezahlten Platz einzunehmen. Als man ihm bedeutete, daß der Zutritt erst von 6 Uhr Abends an gestattet wäre, rief er erstaunt: „Dann ist der Theaterzettel falsch gedruckt! Ich habe bestimmt darauf gelesen, daß das Stück sich in der Zeit von 12 Uhr Mittags bis 10 Uhr Abends abspielt."

— Vor die rechte Schmiede. „Guten Morgen, Herr Schmidt, Sie sehen ja so krank aus.
Wo wollen Sie denn jetzt hin?" —
„Ach, Herr Meier, ich will zur Thierarzneischule." —
„O, so haben Sie wohl Ihr altes Halsleiden wieder?" — —

— Kindliche Alliteration. — In einer Volksschule wird den Knaben der Walfisch erklärt, wo er sich aufhält, durch was er nützt 2c. Aus den einzelnen Hauptwörtern, die sich aus dieser Erklärung ergeben, läßt der Lehrer die Schüler nun Sätze construiren, so daß z. B. der erste über das Wort „Walfisch", der zweite über „das Meer" einen Satz zu bilden hat. Als nun der kleine Hans daran kömmt, und der Lehrer ihn auffordert, einen Satz über das Wort „Thran" zu bilden, antwortet dieser: „Jetzt komm' Ich d'ran!"

— Zweifelhafter Trost. Dichter: Dürfte ich wenigstens den Grund wissen, weshalb Sie mir Ihre Neigung vorenthalten wollen, gnädiges Fräulein?

Dame: Ich kann mich nur für mächtige, kühne, tapfere Charaktere, für Männer der entschlossenen That, nicht aber der Feder, begeistern. .

Dichter: Halten Sie denn alle Dichter für Feiglinge? Wissen Sie z. B. nicht, daß Theodor Körner mit dem Schwerte in der Hand auf dem Schlachtfelde gefallen ist?

Dame: Wenn Sie in Körner's Fußtapfen treten, will ich Ihrer wenigstens als Freundin gedenken!

— Zu rücksichtsvoll. — „Donnerwetter, Johann, hab' ich Dir nicht gesagt, Du solltest mich um 4 Uhr wekken. Warum hast Du's nicht gethan?" — „Dees hau—n—e au' thun wölle, Herr Baron, aber Se hent n o' g'schlofe!"

— Urtheil. Richter: Da Ihr bereits drei Abstrafungen wegen ähnlicher Verbrechen erlitten habt, werden Ihr wegen des neuen Diebstahls zu 7 Jahren Zuchthaus verurtheilt. — Sträfling: 7 Jahre! Hm, hm, die Gerechtigkeit wird immer ärger!

— Mittel zum Zweck. Student der Medizin: Abere Herr Professor, warum hat Gott keine Knochen in der Bauchhöhle erschaffen?

Professor: Mein Lieber, das hat Gott sehr zweckmäßig so eingerichtet; denn sonst könnte sich die Wassersucht nicht gehörig ausbilden.

— Zur Entdeckung Amerikas. Vater (seinem Sohn auf dem Globus Amerika zeigend): „Siehst Du, diesen Welttheil hat der große Columbus entdeckt!"

Sohn: „Aber Vater, es wäre doch auch unverzeihlich gewesen, an einem so kolossalen Ländergebiete vorbeizusegeln, ohne es bemerkt zu haben!"

— Neuer Ausdruck. Er schreibt an Sie: „Verehrtes Fräulein! Ihre Anzeige auf mein Heirathsgesuch vom 14. ds. bedauere ich ablehnen zu müssen, obgleich wir nach Allem, was ich über Sie erfahren, ganz gut zusammenpassen würden. Mir ist aber mitgetheilt worden, daß Sie nur 700 Thlr. Vermögen besitzen, während ich 1000 nothwendig brauche. Es stemmt sich daher um 300 Thlr. So leid es mir thut, muß ich Ihnen dies schreiben. Ihr ergebener N. S.

— Das beste Rattengift. — Reisender (bei der Abreise): Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, so haben die Ratten gepoltert. Weshalb vertreiben Sie dieselben nicht?—Hotelbesitzer: Wir haben sie schon sehr oft vertrieben, sie kommen aber immer wieder. Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll. — Reisender: Ich will Ihnen ein probates Mittel sagen: Machen Sie den Ratten eine Rechnung wie mir, dann kommt gewiß keine wieder. Adieu!

— Der Blinde und der Lahme. Lieutenant (zu seinem Burschen): Kerl, Du bist ein durchaus lüderlicher, unmoralischer Mensch. Alle Abend, wenn Du mich aus dem Kasino abholst, bist Du dermaßen benebelt, daß Du oft Stunden lang mit mir in den Straßen umherirrst, ehe Du im Stande bist, mich in meine Wohnung abzuliefern.